

# **Ökonomie der Kultur**

Norbert Geldner

August 1988

**36**

# **Ökonomie der Kultur**

Norbert Geldner

Vortrag im Rahmen des internationalen Symposiums  
"Kultur - Ökonomie - Regionale Entwicklung" des  
Amtes der Niederösterreichischen Landesregierung,  
der Eco-Plus und der Stadtgemeinde Eggenburg,  
Eggenburg, 1. bis 3. Juli 1988

WIFO-Vorträge 36

Österreichisches Institut für Wirtschaftsforschung

# Ökonomie der Kultur

*Dkfm. Norbert Geldner*

Sehr geehrte Damen und Herren! An dieser Stelle ist es üblich, sich für die Einladung zum Referat zu bedanken. Ich muß mehr als das tun, denn der Initiative von Eco-Plus habe ich es zu verdanken, daß ich mich nun beruflich mit einem Thema befassen kann, dem mein Interesse schon sehr lange, aber bisher nur als Amateur galt. Aus dieser Bemerkung ist aber auch eine weniger erfreuliche Botschaft zu entnehmen, das Institut für Wirtschaftsforschung steht am absoluten Beginn der Auseinandersetzung mit diesem Thema, Sie dürfen sich also keine tiefgreifenden Erkenntnisse von diesem ersten Versuch erwarten. Ich hoffe, es wird dennoch ausreichen, eine Diskussion anzuregen.

Ich möchte zunächst nur wenige Sätze über Umfang, Bedeutung und Entwicklungspotential der Kultur im wirtschaftlichen Kontext sagen, dann auf die Frage nach dem wirtschaftlichen Nutzen eingehen. Im dritten Teil möchte ich auf das Thema Wirtschaftlichkeit und Kultur eingehen und – wie sich das nach der Vorstellung eines amerikanischen Freundes gehört – ein Paradoxon zum Thema Kosten und Qualität formulieren. Auch der anschließende vierte Teil wird sich mit dem Spannungsfeld, den Widersprüchen im Kontext der Begegnung von Kultur und Wirtschaft befassen und – wie ich hoffe – in eine angeregte Diskussion überleiten.

1. Es ist herzlich wenig, was ich über Umfang und Bedeutung der Kultur in wirtschaftlicher (genauer: volkswirtschaftlicher) Hinsicht sagen kann:

Etwa 1% der Erwerbstätigen wird diesem Bereich zugezählt, in dem allerdings etwa 3 1/2% des privaten Konsums und 2 1/2% des öffentlichen Konsums, d.h. Umsätze in der Höhe von etwa 2 1/2% des Brutto-Inlandsproduktes erstellt werden. Wir können nur vermuten (haben allerdings starke Anhaltspunkte dafür), daß die Wertschöpfung pro Kopf in diesem Bereich (wo sich der Maschineneinsatz ja in engen Grenzen hält) nur unterdurchschnittlich hoch ist, die Nettoquote also nur etwa ein Drittel der Umsätze ausmacht. Die Vorleistungen betragen demnach zwei Drittel. Wir können davon ausgehen, daß hinter jedem sichtbaren

Kulturschaffenden zwei weitere Zulieferer stehen, für uns unsichtbar, aber wirtschaftlich beteiligt. Diese Zulieferstruktur ist jener der Industrie ähnlicher als jener typischer persönlicher Dienstleistungen.

Die rund 30.000 sichtbaren Kulturschaffenden entsprechen ihrem Umfang nach, d.h. in der Größenordnung etwa der Stahlindustrie. Während wir aber über diesen in Europa langsam dahinschmelzenden Industriezweig minutiös informiert sind, wissen wir ökonomisch über Kultur recht wenig. Wenigstens eines läßt sich feststellen: Im Durchschnitt können 12% der Erwerbstätigen zumindest die Hochschulreife belegen, in der Stahlindustrie dürften es etwa 9% sein, im Kulturbereich aber 30%, die entweder eine höhere oder Hochschule abgeschlossen haben. Wir haben es – wer hätte das gedacht – mit einem typischen intelligenten Produkt zu tun!

Wenn ich sagte, wer hätte das gedacht, so geschah das nur mit einem lächelnden Auge, denn wenn wir den erstaunlich umfangreich gewordenen Apparat der Forschungs-Entwicklungs-Technologie und anderer Förderung durchsehen, der mit dem Ziel der Umstrukturierung auf sogenannte intelligente Produkte, d.h. in ihrer Produktion (i.w.S.) Intelligenz beanspruchende Produkte installiert wurde, so finden wir herzlich wenig, das nicht auf Industrie ausgerichtet ist, obgleich wir heute wissen, daß auch im Bereich der Dienstleistungen recht exportintensive Tätigkeitsfelder zu finden sind. (Ich muß die Eco-Plus allerdings ausklammern.)

Soweit zum Status, nun zur Entwicklung, der Zukunft des Kulturbereiches.

Mit einer Einkommenselastizität von 1,4 rangiert die Kultur zwischen dem Fetisch Auto (1,5) und dem Wohnbereich (1,3) im Spitzenfeld. Diese Elastizität bedeutet, daß eine Einkommenssteigerung von 10% zu 14% mehr Kulturausgaben führt. (genauer: Ausgaben für Bildung, Kultur, Unterhaltung und Erholung).

Diese Gruppe geht natürlich über den Kulturbereich hinaus, und Sie werden mit Recht vermuten, daß Urlaubsreisen darin den Löwenanteil absorbieren. Die Entwicklung der Einzelpositionen zeigt aber, daß viele Kulturausgaben im engeren Sinn noch überdurchschnittlich hohe Elastizitäten aufweisen.

Wir dürfen erwarten, daß der Kulturbereich überdurchschnittlich wachsen und Anteile am Endverbrauch gewinnen wird. Wir dürfen darüber hinaus erwarten, daß der Anteil der Erwerbstätigen rascher wachsen wird als sein Marktanteil, weil

die Möglichkeit zur Produktivitätssteigerung durch Maschineneinsatz wohl als gering einzuschätzen ist – eine Möglichkeit, die in vielen Dienstleistungen sehr wohl gegeben ist.

Viele Leistungen, die sich mangels solcher Möglichkeiten laufend verteuern, werden allerdings allmählich vom Markt verdrängt. Der Kultur dürfte dies dank der hohen Einkommenselastizität erspart bleiben.

Ich darf einen Augenblick innehalten, um dies ein wenig zu verdeutlichen.

Man unterscheidet einen Sektor rasch wachsender Produktivität von einem Sektor geringer wachsender Produktivität. Im ersten wird immer mehr von immer weniger Menschen produziert. Die daraus resultierenden Einkommenszuwächse müssen aber im wesentlichen auch den Arbeitskräften im zweiten Sektor gewährt werden, was zur Vertuierung von deren Leistungen führt. Nur wenn die Nachfrage nach diesen Leistungen ausreichend dynamisch ist, werden diese Preissteigerungen akzeptiert, dort werden dann auch zusätzliche Arbeitsplätze geschaffen. Ist die Nachfrage nicht ausreichend dynamisch, kommt es zur Rückverlagerung in die Haushalte, wie das bei vielen persönlichen Dienstleistungen der Fall ist.

Eine kurze abschließende Bemerkung zur Dynamik des Kulturbereiches:

Die Entwicklung der Technik, insbesondere der Kommunikation, der Steuerung und Kontrolle maschineller Prozesse wird nicht nur die Arbeitswelt, sondern unser Leben insgesamt verändern. Zukunftsforscher erwarten sich daher auch in wenigen Jahrzehnten ein völlig anderes Zeitbudget der Menschen.

Der immer raschere Wandel – Stichwort: permanentes Lernen –, die Leistungsfähigkeit der Maschinen werden einen weiteren Entwicklungsschritt der menschlichen Fähigkeiten vom rational-analytischen Verstand zum Denken in komplexen Systemen zu einem Verstehen der Umwelt als Prozeß erfordern.

Christian Lutz etwa erwartet daher im Bereich der Erwerbstätigkeit eine persönliche Zeitersparnis von nahezu 1.000 Stunden im Jahr, wovon drei Viertel in den Bereichen der persönlichen Weiterentwicklung, kultureller, politischer und sozialer Aktivitäten und aktiver (im Gegensatz zu heute weitgehend passiver)

Unterhaltung Verwendung finden werden.

Auch daraus ist eine Bestätigung für meine Vermutung abzuleiten, daß Kultur zum Job-Knüller des kommenden Jahrhunderts werden könnte.

2. Wir neigen dazu, alles unter dem Gesichtspunkt der Arbeitsplatzschaffung zu sehen. Sind es aber auch sinnvolle Arbeitsplätze oder nur ein weiteres Ritual als Preis für unsere Unfähigkeit zum Nichtstun? Erwarten Sie jetzt kein Preislied auf die Kultur, sondern nur einige ökonomische Überlegungen zu dieser Frage.

2.1 In klassischen Zeiten hat man die Erholungsphasen im Leben Reproduktion genannt, es macht einen feinen Unterschied, wenn heute der Ausdruck Rekreation überwiegt. Nicht mehr die Wiederherstellung der Muskelkraft, sondern geistiger Spannkraft, Konzentrationsfähigkeit und Streßtoleranz sind gefragt. Arbeitsmediziner und Psychologen versichern uns, daß die Art und Weise, sich so, wie es früher ein Schwerarbeiter getan hat, von den Strapazen eines hektischen Bürotages zu erholen, krank macht. Neue Formen der Erholung führen auch zur Kultur.

2.2 Die Regionalforschung der sechziger Jahre war vom Prozeß der Konzentration beherrscht, einer Konzentration wirtschaftlicher Aktivität, die einerseits durch die Entleerung der Randgebiete, andererseits durch die progressive Entwicklung externer Kosten regionalpolitischen Handlungsbedarf schuf. Schon in den siebziger Jahren und verstärkt in diesem Jahrzehnt kam es dann zum Zusammenbruch traditioneller Ballungsräume, das Problem der "Alten Industriegebiete" wurde akut. Der Hinweis auf das Überwiegen wachstumsschwacher bzw. schrumpfender Branchen in solchen gefährdeten Ballungsräumen hatte nur wieder die Frage zur Folge, was den strukturellen Wandel, den Umstieg in rascher wachsende Branchen verhindere, was die Erhaltung der gefährdeten Strukturen bewirke.

Das führte zur Formulierung der "Blockierung endogener Erneuerungsfähigkeit" und im weiteren zum "Regionslebenszyklus" (vgl. WIFO-Monatsberichte, 1988, 61(3), S.155). Für den Augenblick ist aus diesem Gedankengebäude der Begriff der Verhaltensstarrheiten (betrieblicher, institutioneller, individueller) wesentlich.

Verhaltensweisen werden durch Erfolg gefestigt, was dazu führen kann, daß die Erfolgsrezepte von gestern auf Probleme von heute angewendet und dadurch zu Krisenursachen von morgen werden. Es läßt sich zeigen, daß eine Verschärfung der Probleme die Variationsbreite der Lösungsversuche verengt, man beschränkt sich auf den besonders gesicherten – und damit möglicherweise besonders überholten, inadäquaten – Erfahrungsschatz. Mißerfolge sollten zwar zum Umdenken führen, hier zeigt sich aber eine bemerkenswerte psychologische Eigenschaft der Menschen, die Schuld bei Dritten zu suchen, enger zusammenzurücken (und damit das Verhalten weiter zu verfestigen), mehr Sicherheit zu suchen und dem Risiko (und damit der Veränderung) aus dem Weg zu gehen. Bedrohung blockiert die Öffnung im wirtschaftlichen Denken. Erst der Eintritt der Katastrophe führt dann wirklich zum Umdenken, dann ist der Schaden aber bereits beträchtlich. Man wird, denke ich, die Geschichte der Verstaatlichten Industrie einmal unter diesem Aspekt schreiben können. Eine frühzeitige geistige Öffnung bedarf einiger Voraussetzungen. Dazu gehört Verschiedenartigkeit, kompetitive Begegnung verschiedener Denkweisen, die zum Überdenken der eigenen führen kann: Verhaltensbereiche, in denen experimentelle Situationen keine existenziellen Risiken beinhalten. Kurzum, ich meine, kulturelle Aktivitäten sind eine geeignete Voraussetzung für eine offene, dynamische, anpassungsfähige Gesellschaft, für Strukturwandel.

Dies gilt im besonderen für den ländlichen Raum, wo die Chance der Gewinnung von Verschiedenartigkeit durch Zuwanderung besonders gering ist.

2.3 Schon für die Erhaltung der augenblicklichen Situation scheint eine Identitätsfindung wesentlich. Regionale Identität, ein viel mißbrauchtes und noch öfter in Frage gestelltes Schlagwort, scheint mir im wirtschaftlichen Zusammenhang einfach die Fähigkeit, ein Stärken-Schwächen-Profil zu entwickeln, worauf sich Strategien aufbauen und unverbindlichen – weil nicht ortsbezogen – Heilsideen gegenüberstellen lassen. Dabei kann die Kultur wesentliche Arbeit leisten. Ganz konkret scheint mir im besonderen das kulturelle Angebot (im weitesten Sinn) für die Jugend und die Annahme dieses Angebotes einen wesentlichen Beitrag für die Erhaltung des ländlichen Lebensraumes zu leisten.

2.4 Mich verleitet auch ein Rückblick in die Frühzeit menschlicher Geschichte (für welchen ich allerdings kaum die notwendige Kompetenz habe) zur Annahme, daß

kulturelle Entfaltung der ökonomischen Entfaltung vorausgeht, sie zur Folge hat. Ein Rückblick in die jüngere Wirtschaftsgeschichte bestätigt jedenfalls, daß soziale und kulturelle Innovation eine notwendige Vorbedingung für technische Innovation ist, genauer, für eine zielführende Umsetzung technischer Innovation in Wohlstand.

3. Ich komme zu einer vorläufigen Schlußfolgerung: Kultur ist ökonomisch bedeutungsvoll, ja wichtig, und Kultur hat ökonomisch Zukunft, im Sinne einer Wachstumsindustrie. Dürfen wir sie unter diesen Umständen den Kulturschaffenden überlassen?

Ernsthaft und bescheidener: Welche weiteren Aufgaben stellen sich dann für Ökonomen? Gibt es eine spezielle Betriebswirtschaft des Kulturbetriebes?

Es gibt kaum einen Bereich, in dem so viel Geld umgesetzt wird (mit Ausnahme des nicht minder wichtigen Gesundheitssektors), der so wenig von Wirtschaftlichkeitsüberlegungen durchdrungen *scheint*, was aber vielleicht auch eine Folge der herrschenden Rhetorik ist. Wirtschaftlichkeit, d.h. Erreichung eines gesetzten Zieles mit dem geringsten Mitteleinsatz oder Erreichung des maximalen Ergebnisses mit gegebenen Mitteln, das heißt nicht Verzicht auf Qualität, sondern maximale Effizienz.

Das heißt, über diesen Gemeinplatz hinaus, etwa Durchdringung mit Erkenntnissen, die in der "Wirtschaft" Verbreitung gefunden haben. In der Industrie wissen wir heute um die Bedeutung der Klein- und Mittelbetriebe, in der Kultur geistert immer noch die Vorstellung von der Überlegenheit der Saurier (wieder muß ich das Donau-Festival explizit ausnehmen). In der Industrie weiß man um das organisatorische Problem des Größensprungs, in der Kultur wachsen immer noch Vereinsstrukturen in die Konzerngröße von Festspielorganisationen, um erst nach dem Auftreten von Krisenerscheinungen auch konzerngemäße Geschäftsführungen zu entwickeln. Der große Dirigent als erfolgreicher Operndirektor ist immer noch eine für möglich gehaltene wundersame Doppelbegabung, während sich jeder Industriekonzern hütet, den Leiter der Forschungsabteilung zum Konzernchef zu machen.

Ich möchte nun zum Begriffspaar Qualität - Wirtschaftlichkeit zurückkehren und mein Paradoxon darum aufbauen.

Ich greife dabei zurück auf das, was ich über die Produktionsbedingungen bei niedrigem Produktivitätswachstum gesagt habe und erinnere an die Aspekte Arbeitskräftebedarf und Verteuerung der Produkte.

William Baumol hat sich für die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen des elisabethanischen Theaters interessiert und herausgefunden, daß diese Theaterblüte eine Folge sinkender Reallöhne war. Nur wegen der niedrigen Kosten konnte man sich Experimente leisten, nur weil die Einkommen der Besucher rascher stiegen als die Löhne der Theaterleute, kam es nicht zu jener Teuerung, die das Wagnis allmählich unmöglich macht. Erst mit dem wirtschaftlichen Aufschwung, der Verknappung der Arbeitskräfte und deren Konsequenzen auf die Lohnentwicklung verblaßte der Glanz des elisabethanischen Theaters.

Johann Hüttner hat – nicht zuletzt auf meine Anregung hin – eine ähnliche Beobachtung in Österreich gemacht. In den Jahren zwischen 1834 und 1948 sind die Reallöhne in Österreich soweit verfallen, daß sie schließlich wesentlich zum vor-revolutionären Krisenzustand beitrugen. In diese Jahre fallen die meisten der ganz großen Nestroy-Possen. Nestroy war im Rahmen seines Engagements am Carl-Theater zur Ablieferung einer ganzen Anzahl von Stücken verpflichtet (was Wunder wenn es oft Bearbeitungen waren). Erlebten diese Stücke mehr als sechs Aufführungen(!), begann ein Zusatz-Honorar zu fließen, woraus geschlossen wurde, daß ein Stück nach sechs Aufführungen die fixen Kosten bereits gedeckt hatte – ein Gedanke, den sich heutige Theaterdirektoren auf der Zunge zergehen lassen sollten. In den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts haben sich die Reallöhne dagegen wieder erholt, es entstand die Prosperität der Gründerzeit. Der Theaterdirektor Nestroy hat dann auch dem Dichter Nestroy (weil eher unbequem und riskant) deutlich die kalte Schulter gezeigt und auf sichere Renner wie Offenbach gesetzt.

Ist für uns etwas aus dieser Geschichte zu lernen? Sollen wir Löhne drücken, schlechte soziale Verhältnisse schaffen, um Kultur zu beflügeln, ist Kultur das Produkt von Mangel, von sozialem Druck? *Sicherlich nicht!*

Der Begriff Reallohn ist heute, da über zwei Drittel aller Einkommen Lohneinkommen sind, nicht mehr sinnvoll, setzen wir einfach relative Kosten dafür, also Kostensteigerung in und außerhalb des Kulturbereiches. Ich habe bereits ausgeführt, daß aufgrund der ungleichen Produktivitätsentwicklung der Kulturbereich tendenziell ständig unter dem Druck steigender relativer Kosten steht. Ich meine

aber auch, daß es beträchtlichen Spielraum für besseres Wirtschaften gibt, dessen Ausschöpfung dem sekulären Trend entgegenwirken kann.

Ich komme dann zu folgendem Schluß: Sorgfältige Kontrolle der Kosten – Wirtschaftlichkeit – bringt Qualität, bringt das, was für Kultur vor allem im wirtschaftlichen Kontext (Punkt 2) essentiell ist: Bewegung, Veränderung. Mangelnde Wirtschaftlichkeit bringt Sicherheitsstreben, Erstarrung. Mein Paradoxon: Wer spart, hat alle Chancen für Qualität. Auf Kosten ist nicht zu Lasten, sondern zugunsten der Qualität zu achten. Mein Qualitätsbegriff konzentriert sich allerdings nicht auf den Superstar, sondern auf die Fähigkeit, gesellschaftliche Veränderung zu reflektieren, ja womöglich einen gewissen Verlauf herzustellen.

4. Nun habe ich mich möglicherweise dem Verdacht ausgesetzt, Kultur unter das Diktat der Ökonomie zwingen zu wollen. Erlauben Sie mir daher noch abschließend, eine Gegenposition aufzubauen, mit dem Thema Kunst und Markt.

Der Markt hat die Aufgabe, als Koordinationsmechanismus individueller Entscheidungen die optimale Verwendung der Produktionsmittel sicherzustellen, d.h. Produktionsmittel dorthin zu lenken, wo ungedeckte Nachfrage Preise steigen läßt. Ich behaupte nun, daß Kunst unwiederholbar, nicht reproduzierbar ist (und klammere dabei darstellende Kunst aus). Ich verzichte auf eine theoretische Ableitung und nehme Zuflucht zu Nestroy, wo es einmal heißt: "... und wie das schon so ist mit den zweiten Teilen, es ist nicht mehr das Interesse!"

Da Kunst also nicht reproduzierbare Produktion ist, kann der Markt seine Allokationsfunktion nicht erfüllen. In dem Maße, in dem ein Künstler der Allokationsfunktion des Marktes erliegt und sich zu reproduzieren beginnt, wird er zum Kopisten seiner selbst.

Der Markt erfüllt aber auch eine Auktionsfunktion, d.h. er sorgt dafür, daß nicht vermehrbare Güter dorthin gelangen, wo sie den größten Nutzen stiften (wo man am meisten zu bieten bereit ist). Dies kann allerdings nur bei privaten Gütern funktionieren. Ich behaupte wiederum: Kunst ist ihrem Wesen nach ein öffentliches Gut. Es besteht jedenfalls Nicht-Rivalität: Der Nutzen, den die Mitteilung des Kunstwerkes für eine Person stiftet, wird dadurch nicht geschmälert, daß auch andere Personen diese Mitteilung erhalten. Sofern man die Botschaft des Kunstwerkes zum Kunstwerk untrennbar zugehörig versteht, gibt es auch Nicht-

ausschließbarkeit.

Erst die Durchsetzung marktwirtschaftlicher Koordination hat dem Kunstwerk Eigenschaften privater Güter zugeordnet, Eigenschaften wie Tauschmittel (Akte an der Wand), Geltungs- oder Machtsymbol, Dekoration - Eigenschaften, die meines Erachtens dem Kunstwerk nicht notwendig anhaften und nicht immer zum Vorteil der Kunst wirken.

Wenn ich damit für eine Rückgewinnung von Öffentlichkeit für den Kulturbetrieb plädiere, denke ich allerdings nicht so sehr an öffentliche Verwaltung von Kultur, sondern an öffentliche Beteiligung an Kultur.

Es gibt ausreichend Bereiche im Kulturbetrieb, wo der Markt seine Funktion erfüllen würde, und ich möchte ausdrücklich auf jene unheilschwangere Schnittstelle verweisen, an der erfolgsorientierte Verhaltensweisen auf mengen-(umsatz-)orientierte Verhaltensweisen treffen, wo also kein Interessengegensatz zu einem Marktausgleich führt, sondern die Gleichrichtung der Interessen zu Lasten Dritter erfolgt. Ich darf das pars pro toto illustrieren: Wenn ein Theaterdirektor möglichst viel will und ein Star möglichst viel verdienen, dann bekommt das Publikum relativ wenig.

Ich hoffe, damit genug provoziert zu haben und sehe einer angeregten Diskussion mit Zuversicht entgegen.